

Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie. Zur Geschichte der deutschen Klassik vor ihrer Entstehung

ALBRECHT KOSCHORKE (Berlin)

I.

Die vorliegende Studie befaßt sich mit einem Segment der diskursiven Rahmenbedingungen, unter denen es zur Kanonisierung deutscher Klassiker kam. Sie geht davon aus, daß solche Bedingungen sich nicht bruchlos im Selbstverständnis der beteiligten Akteure abbilden und ihnen insoweit auch nicht intentional verfügbar sind. Das macht eine heuristische Unterscheidung zwischen *manifesten* und *latenten* Faktoren im Prozeß der Kanonbildung sinnvoll. Es reicht nicht hin, Kanonentscheidungen in der Art von Urteilen aufzufassen, bei denen bestimmten Werken kanonbefähigende Qualitäten aufgrund expliziter oder doch explizierbarer Kriterien zuerkannt werden. Man muß vielmehr das dichte und komplexe Geflecht der Motive untersuchen, die solche Wertzuschreibungen steuern, ohne in ihrem manifesten Text entsprechend vertreten zu sein.

Es wäre nämlich ein Zirkelschluß, wollte man einen Kanon schlicht von den zu seiner Legitimation aufgestellten Kriterien her motivieren. Aus diskursanalytischer Sicht verhalten sich ein Werturteil und dessen Begründung nicht kausal zueinander, sondern gehören, so sehr und gerade weil sie sich wechselseitig zu bestätigen scheinen, nur der gleichen Ordnung von Aussagen an. Ein literarisches Werk wird nicht einfach darum kanonisch, weil seine professionellen Leser es für bedeutungsvoll halten; es bezieht umgekehrt einen Großteil seiner Bedeutsamkeit aus der einmal unter sehr unterschiedlichen und oft kontingenten Umständen erlangten Kanonizität. Leitdifferenzen wie ›originell‹ oder ›innovativ‹ vs ›beliebig‹, ›anschaulich‹ vs ›abstrakt‹, ›natürlich‹ vs ›künstlich‹ werden als Normenkatalog vom herrschenden Kanon selbst hervorgebracht und justiert – wofür schon ihre außerordentliche Anpassungsfähigkeit über den Wandel der Stilepochen hinweg ein Indiz bildet.

Von den latenten Bedingungen der Kanonbildung her ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß die wertende Beurteilung von Texten einem Mechanismus der *Nachträglichkeit* gehorcht, anders ausgedrückt, daß sie in der Art einer Rationalisierung erfolgt, mit der dem Bewußtsein niemals vollkommen gegenwärtige Entscheidungen affektiver und intuitiver Natur rückwirkend in herrschende Sprachregelungen übersetzt werden. Das soll nicht heißen, daß derartige Entscheidungen schlechthin inkalkulabel wären. Auch die ›Intuition‹ hat ihre Genauigkeit und ihre historische

Grammatik, eine Grammatik im übrigen, deren Erforschung in die konkrete Analyse des Signalelements der verhandelten Texte und ihrer unterschwelligen Machtentfaltung hineinführt; die Werke als mehr oder minder passive Objekte einer souveränen kunstrichterlichen Urteilstätigkeit anzusehen, greift zu kurz.

Ohne in eine solche Richtung sehr weit zu gehen, sollen die folgenden Überlegungen verdeutlichen, in welchem Ausmaß der Kanon der Literatur von der Inszenierung von Autorschaft abhängig ist und welche Determinanten ganz außerliterarischer Art auf diese Inszenierung einwirken.¹

II.

1759 gibt Friedrich Gottlieb Klopstock die *Hinterlassenen Schriften* seiner im Vorjahr verstorbenen Gattin Margareta heraus. In der Einleitung nennt er die Beweggründe dafür, entgegen der üblichen Sitte kein Trauerpoem auf Metas (wie er sie nannte) Tod zu verfassen. Er wäre nämlich einerseits außerstande gewesen, sich die nötige Zurückhaltung im Lob seiner Frau aufzuerlegen, und würde andererseits eine mögliche Skepsis des Publikums nicht ertragen. An diesen persönlichen knüpft sich ein poetologischer Vorbehalt. »Es ist«, schreibt der Witwer, »noch ein Umstand, der Gedichte von dieser Art uninteressant macht. Wir haben ihrer zu viel.«²

Eine neuartige Empfindlichkeit gegenüber Wiederholungen zwingt Klopstock dazu, mit ehrwürdigen Gattungskonventionen zu brechen. In der Welt der Gelegenheitsdichtung hatte sich zu jedem Anlaß eine begrenzte Anzahl passender rhetorischer Topoi angeboten, so daß die große Zahl motivisch ähnlicher und in ihrer Bauweise übereinstimmender Gedichte als etwas vollkommen Naturgemäßes erschien. Beim Tod der Gattin wurden üblicherweise deren vorbildliche Eigenschaften gerühmt, wie man in entsprechenden Sammlungen von Trauer-carmina nachlesen konnte.³ Klopstocks Weigerung, dem Genre ein Stück hinzuzufügen, rührt von einem dazu ganz inkompatiblen Bedürfnis nach individueller Glaubwürdigkeit her. Authentisch kann eine nach herkömmlichem Muster abgefaßte Ruhmrede auf Margareta nicht sein, und so verlegt er sich – eine Lösung im Geist der Moderne – auf die Geste des Schweigens.

Statt also ein eigenes Gedicht vorzulegen, überliefert Klopstock die literarischen Werke seiner Gattin der Öffentlichkeit. Er tritt, scheint es, in der Hinter-

grund einer dienstbaren Herausgeberschaft und läßt die Verstorbene selbst zu Wort kommen. Doch bringt seine Zurückhaltung ihn nur umso triumphaler zur Geltung. Der Werkauswahl vorangestellt sind Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Meta und ihrem über alles geliebten Mann⁴ sowie Betrachtungen über ihre Tugend und ihren Tod, die sich wieder den Topoi des Gattenlobs nähern, wenn auch unter einer diskreten editorischen Regie. »Sie war reif«, ruft ein gemeinsamer Freund der Betrauerten nach, »zu ihrer Geburt ins Leben der Engel. Schon längst suchte Sie Ihre ganze Glückseligkeit in Liebe und Erkenntniß, den einzigen Quellen, woraus Engel ihre Wonne schöpfen.«⁵ Dieses Streben nach »Liebe und Erkenntniß« hat in Metas literarischen Versuchen ihre Spuren hinterlassen, und es galt vorrangig Klopstock selbst.

Das ist nicht nur den biographischen Materialien, sondern auch dem posthum veröffentlichten dichterischen Korpus zu entnehmen. Die *Hinterlassenen Schriften* enthalten nämlich eine Sammlung von »Briefen Verstorbener an Lebendige«, deren Titel ein Schlüsselphantasma der Epistolographie des 18. Jahrhunderts überhaupt formuliert. Wenn von Gellert und der Antike her der Brief als ein Gespräch zwischen Abwesenden umschrieben wurde, dann spielte stets der Gedanke an den Tod eine Rolle. Abwesenheit ist ein »kleiner Tod«, und der Brief kommt aus einer ebenso räumlichen wie spirituellen Ferne. Ein Großteil der empfindsamen Schreibmetaphorik – Briefe als Engel, als Stimmen aus der Transzendenz, der Briefschreiber als Geistererscheinung, die Korrespondenz als Seelenverkehr – speist sich aus solchen theologischen Quellen. Meta Klopstock nimmt diesen Vorstellungskomplex beim Wort, indem sie die Briefe als tatsächlich postmortale Äußerungen in die Welt der Lebenden hineinragen läßt.

Nun findet sich in den »Briefen Verstorbener an Lebendige« auch ein Briefwechsel zwischen Meta und ihrem Gatten, der von der Fiktion ausgeht, daß Klopstock vor der Verfasserin starb: einen Briefwechsel also zwischen Klopstock im Himmel und Meta auf Erden. Die Herausgeberschaft der *Hinterlassenen Schriften* gewinnt dadurch objektiv ironische Züge. Klopstock ediert das Werk seiner verstorbenen Frau, das fiktive Briefe enthält, die der verstorbene Klopstock an seine Frau schreibt und die sie ihm erwidert.

Da heißt es aus der Feder des in den Himmel entrückten Dichters:

Ach meine Cidli, wie liebte ich dich, wie hing meine Seele an deiner Seele! Du beste Frau, wie sehr verdienstest du es! Eine Liebe wie unsre Liebe – sie war Gott wohlgefällig, weil wir ihn nicht dabey vergaßen, weil wir ihm dankten, daß wir uns gefunden hatten, und ihn zusammen anbeteten! O du Einzige, wie oft habe ich dich, in meinen *Umarmungen*, deine

1 Das Thema der Konstitution von Autorschaft um 1800 ist seit einiger Zeit Gegenstand umfassender Forschungsaktivitäten, auf die hier nur selektiv Bezug genommen werden kann. Neben feministischen Ansätzen und neben den Befunden der Literatursoziologie seien die diskursanalytischen Arbeiten von Heinrich Bosse (*Autorschaft ist Werkherrschaft*, Paderborn 1981) und Friedrich A. Kittler (*Aufschreibesysteme 1800/1900*, München 1985) eigens erwähnt.

2 Margareta Klopstock, *Hinterlassene Schriften*, Hamburg 1759, VII.

3 Vgl. Anton P. Carstens (Hrsg.), *Zeugnisse treuer Liebe nach dem Tode tugendhafter Frauen. In gebundener deutscher Rede abgestattet von ihren Ehemännern*, Hannover 1743.

4 »Du liebe Meta!« schreibt Klopstock, »wie süß ist mirs immer, wenn ich nun deine Briefe bekomme. Es ist doch so etwas, wie eine Umarmung, ein Brief von dir!« Und Meta antwortet: »Du hast recht, die Briefe sind beynahe eine Umarmung. Ach, ich schmachte immer darnach, wie ein Bräutigam nach der Hochzeit! Aber was werden sie gleichwohl gegen unsre erste Umarmung seyn! Ach du Einziger, stelle dir das Einmal vor, wenn wir uns nun wieder haben!« (*Hinterlassene Schriften* [Anm. 2], XX und XXIV) – Man beachte die in die Sehnsucht nach den Briefen des geliebten Mannes einbeschriebene Geschlechtsrollenkonversion.

5 *Hinterlassene Schriften* (Anm. 2), LXV.

Augen gen Himmel heben und die volle Andacht deines Herzens darinn gesehn. O wie dankte ich dann Gott, der mir diese so gewiß zur Seligkeit bestimmte Seele gegeben hatte. Gehe hin, Cidli, und lehre auch das die Welt, die nicht glaubt, daß man zugleich lieben und beten könne. Lehre sie die reine Liebe, die Tugend ist, die Gott gefällt. Aber Cidli, wie liebe ich dich itzt! So liebe ich dich, daß so gar im Himmel mein Herz sich nach dir sehnt.⁶

So schreibt Meta, wie sie glaubt, daß Klopstock ihr schreibt. Ihre poetische Konstruktion entbehrt nicht der Feinsinnigkeit. Sie versetzt den Gatten und Dichter genau an die Stelle, wohin im gemeinsamen Liebesgebet ihr Blick sich hob. Er ist in die Nähe Gottes gerückt und spricht auch so: »Gehe hin und lehre die Welt«, lautet sein missionarischer Auftrag. Genau genommen würde also Klopstock, der Autor des *Messias*, die Sprecherposition des zum Himmel gefahrenen und seinen Jüngern noch einmal erscheinenden Christus besetzen. Er wäre als Verkündiger mit der göttlichen Person, von der er kündigt, verschmolzen, und Meta bliebe in apostolischer Stellvertretung der gläubig liebenden Gemeinde zurück.

Die Brieffiktion dient einem dreifachen Darstellungszweck. Erstens bietet sie ein Vehikel dafür, die Gottwerdung des *Gatten* zu imaginieren und auf diesem Weg, durch die Intervention der Schrift, die Gattenliebe von allen Erdenresten zu reinigen. Zweitens gibt sie der Transfiguration des *Dichters* Gestalt. Sie codiert ein Verhältnis zwischen dem in den Höhen des Enthusiasmus wandelnden Autor und der ihm bewundernd ergebenden Leserschaft, für das die Klopstock-Rezeption insgesamt modellbildend war.⁷ Mit der schwärmerisch fiktionalisierenden Anrede »Cidli« aus Klopstocks Oden, wie sie in seinem Jenseits-Brief an Meta wiederkehrt, konnten sich auch andere Leserinnen gemeint fühlen; der Kosename läßt die Person der Geliebten in einem poetischen Plural aufgehen.⁸ Drittens arbeitet die gewählte Fiktion der Verherrlichung des *Propheten* Klopstock zu, dessen, der vom Wort Gottes erfüllt ist und schließlich heimkehrt in die Sphäre, die ihn entließ. Man hat Klopstock einen Übergangsauteur vom religiös-erbaulichen zum säkulareren Schrifttum genannt,⁹ hier wird er in einer komplementären Bewegung als derjenige gefeiert, den die gottgeweihte Dichtkunst selbst in den Himmel erhob.

Der Folgebrief mit dem Titel »Antwort der Frau« macht noch deutlicher, daß Klopstocks Himmelfahrt ein sowohl in ehelicher als auch in poetischer Hinsicht ideales Rollenverständnis kodifiziert: »Ich will«, beteuert sie, »ich will thun, was du von mir foderst, was du so mit Recht foderst, was Gott fodert!« Und später:

O du, den meine Seele liebte, du, der du mich noch liebst, wie soll ich dich itzt lieben? Wie kann ich meine Liebe zu der Höhe, zu dem Lichte, zu der Reine erheben, die einem seligen

Geiste gebührt? Wie groß ist der Abstand von dir zu mir! Viel größer, als der auf der Erde, wo nicht nur die Schwäche meines Geschlechts, nein, wo auch dein über alles erhabner Geist, und noch weit mehr, dein über alles erhabnes Herz, einen so großen Abstand machte.¹⁰

Man sieht, welches hohe Erbe die literarische Schriftproduktion im 18. Jahrhundert antritt. Sie schafft einen neuen Himmel der Autorschaft und eine neue Erde der dem Autor/Mann/Gott geweihten weiblichen Verehrung. Zwar können auch Frauen Dichtungen produzieren; aber wenn sie es nicht geradehin unter der Anleitung und Obhut männlicher Autorschaft tun, so stellen sie sich als personale Medien in ihren Dienst. Meta jedenfalls ist durch und durch erfüllt von Klopstocks Präsenz. Sogar die intellektuale Allgegenwart Gottes wird dem Dichter des *Messias* zuteil:

Vielleicht – und o wie sanft ist mir dieser Gedanke, vielleicht schwebst du selbst unsichtbar um mich, und wirst es einmal lesen, vielleicht liestest du es itzt, itzt, so wie ich es schreibe.¹¹

III.

1788 veröffentlicht Schiller, designierter Klassiker der Deutschen, sein Gedicht *Die berühmte Frau. Epistel eines Ehemanns an einen andern*.¹² Der Fiktion nach handelt es sich um die Antwort auf einen Brief, dessen Verfasser sich über die offenbare Untreue seiner Frau beklagt. Dem Empfänger geht es aber nicht besser. Er ist mit einer schriftstellernden Gattin mit dem anspielungsreichen Namen Ninon geschlagen, die ihn nicht nur mit einem einzelnen, heimlichen Nebenbuhler, sondern in aller Öffentlichkeit und mit allen betrügt:

Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
bis an die Apenninenwand,
bis in die Vaterstadt der Moden
wird sie in allen Buden feilgeboten,
muß sie auf Diligencen, Paketbooten,
von jedem Schulfuchs jedem Haasen
kunstrichterlich sich mustern lassen,
muß sie der Brille des Philisters stehn,
...
Ein Leipziger – daß Gott ihn strafen wollte! –
nimmt topographisch sie wie eine Vestung auf
und bietet Gegenden dem Publikum zum Kauf,
wovon ich billig doch *allein* nur sprechen sollte. (V. 10-25)¹³

6 *Briefe Verstorbener an Lebendige*, 9. Brief, in: *Hinterlassene Schriften* (Anm. 2), 30. – »Cidli« war der poetische Name für Meta in Klopstocks Oden.

7 Vgl. Richard Alewyn, »Klopstocks Leser«, in: Bernhard Fabian (Hrsg.), *Festschrift für Rainer Gruenter*, Heidelberg 1978, 100-121.

8 Vgl. meinen Aufsatz »Die Verschriftlichung der Liebe und ihre empfindsamen Folgen. Zu Modellen erotischer Autorschaft bei Gleim, Lessing und Klopstock«, in: Paul Goetsch (Hrsg.), *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*, Tübingen 1994, 251-264.

9 Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800*, Stuttgart 1974, 192.

10 Margareta Klopstock, *Briefe Verstorbener an Lebendige* (Anm. 6), 10. Brief, 34.

11 Margareta Klopstock, *Briefe Verstorbener an Lebendige* (Anm. 6), 31.

12 Im folgenden zit. nach: *Schillers Werke*, Nationalausgabe, Weimar 1943 ff., I, 196-200. – Vgl. zu diesem Gedicht: Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, 8. Aufl., Frankfurt a. M. 1989, 221 ff.

13 Auffällig ist eine gewisse Ähnlichkeit dieser Klage des betrogenen Mannes mit der ersten Strophe des nachmaligen Deutschlandlieds.

So wird der Ehealltag zu einer ganz und gar verkehrten Welt. Der erste Blick »der holden Schläferinn« fällt, statt auf den liebsten Mann, »auf Recensionen«, Toilette und Frisur werden vernachlässigt, bald setzt das Defilée männlicher Bewunderer ein, dessen abfällige Schilderung einen deutlich lasziven Einschlag hat – die Rede ist von »Dem düftenden Abbee, dem Reichsbaron, dem Britten« –, es fehlt nicht an einem Seitenhieb auf Lavater, den »Z** [Zürcher] Wundermann«, schließlich tun Literaturmarkt und gesellschaftliche Eitelkeit ihr Übriges, um die junge Schriftstellerin dem Gatten zu entfremden. Wehmütig hängt er dem Traum einer patriarchalischen Idylle nach:

Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
in ihrem Kreis die schönste *sie*,
die glücklichste von allen *sie*,
und *mein*, durch Seelenharmonie,
durch ewig festen Bund der Herzen. (V. 126-130)

Statt dessen hat sich alles zu einer geradezu monströsen Unordnung verschworen:

Wen hab ich *nun*? – Beweinenswerther Tausch!
...
was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein *starker* Geist in einem *zarten* Leib,
ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben.
...
herabgestürzt von einem Thron,
des Reitzes heiligen Mysterien entwichen,
aus Cythereas *goldnem* Buch gestrichen
für – einer Zeitung Gnadenlohn. (V. 135-147)

Dieser Schluß bündelt die Elemente der ikonographischen Komposition. Die schriftstellernde Ehefrau hat ihren von Natur angestammten Platz verlassen. Der Vorwurf der Prostitution ist überdeutlich, denn der letzte Vers heißt ja nichts anderes als: »Sie tut es für Geld«. Eine Mystifikation im übrigen, denn nirgends zuvor klingt das Motiv der Geldgier an. Überhaupt sind die Oppositionen in Schillers Gedankenlyrik brüchig. Die Frau, die sich literarisch feilbietet, sich in ihren Werken vor einem anonymen männlichen Publikum gleichsam entkleidet und auf ihre Reize prüfen läßt, die schließlich auch einen Hofstaat von poetischen Verehrern unterhält – diese Frau wird zugleich als reizloses Zwitterwesen dargestellt. Umgekehrt ordnet Schiller gerade die züchtige Hausfrau und Mutter, den »Engel«, dem Reich der Göttin Venus zu und setzt damit Konnotationen frei, die eher auf die andere Seite der Antithese deuten würden. Er muß also auch die Mythologie domestizieren und den alten Widerpart der Venus zum Marientypus einziehen, um allen weiblichen Liebreiz am Pol häuslicher Keuschheit zu versammeln. Nur die Schriftstellerei hat erotische Potenz, aber sie entfremdet von der einst promiskuitiven Göttin; die heimgeführte sanfte Braut hingegen bleibt, ganz schöne Seele, im Kreis der Kinder eingeschlossen.

In all dem ist der für das 18. Jahrhundert maßgebliche Binarismus zwischen dem Natürlichen und dem Künstlichen am Werk. *Natürlich* ist die Frau in Hinsicht auf Eindrucksfähigkeit, auf Ausstattung

mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn
und weichen leicht beweglichen Gefühlen,
... (V. 115-6)

Künstlich wird sie, sobald sie sich artikuliert und dadurch den Sündenfall der Reflexion begeht:

-- Ihr ist der Frühling wonneleer
...
Die Nachtigallen haben nicht *gelesen*,
die Lilien *bewundern* nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
begeistert *sie* – zu einem Sinngedicht. (V. 89-96)

Weibliche Autorschaft läuft demnach gleich auf zwei Klippen auf. Zum einen, weil sie als Exhibition erscheint; zum anderen, weil die einfache Natur – und eine andere steht der Frau nicht zu – sich nur im Laut bewahrt, nicht in der Sprache, und weil folglich ihr schriftstellerischer Ehrgeiz genau das zerstört, was seine Quelle wäre. Will sie die Übereinstimmung mit sich selbst nicht verlieren, darf sich die Frau weder der promiskuitiven noch der arbiträren Tendenz von Schriftzeichen ausliefern. Der den Frauen im 18. Jahrhundert anthropologisch auferlegte Lebensradius schließt Literarizität im Grundsatz aus.

Auf diese Weise fällt die Differenz der Geschlechter idealtypisch mit dem aus der neueren Soziologie bekannten Unterschied zwischen Interaktion und Kommunikation ineins. Das Feld der Frau ist die Interaktion; ihr Umgang soll unmittelbar, persönlich, von Angesicht zu Angesicht erfolgen; Ansprechen und Angespochenwerden, Ansehen und Angesehenwerden müssen bei ihr reziprok sein. Es ist wichtig, anders ausgedrückt, sie aktiv und passiv von den Reizen der gesellschaftlich entstehenden Anonymität fernzuhalten. Der Mann dagegen, als ein durch Reflexion zutiefst gespaltenes Wesen zu höherer Komplexität sowohl gezwungen als auch befähigt, kann in die Semiosphäre der öffentlichen Selbstentfernung und Selbstmultiplikation vordringen. Er darf sich, ohne sich zu verlieren, einer unbestimmten Menge von anonymen Rezipienten aussetzen. Die Frau ist für Nähe zuständig, ihr Wesentliches geht in der Schriftform verloren, weil es sich von ihrer körperlichen und mündlichen Gegenwart nicht ablösen läßt. Der Mann kann sich medial vervielfältigen, denn er repräsentiert das Geistige. Die Frau gehört der Körperwelt an, und wenn sie sich auf den Distributionswegen des Zeichens vervielfältigt, kommt das einer physischen Preisgabe an das Publikum gleich. Deshalb, weiß man in Aufklärungskreisen, gleitet die Schauspielerin leicht von theatralischer in faktische Prostitution,¹⁴ und deshalb kann Schillers lyrisches Ich die Autorin, an die das Band der Ehe es kettet, eines tausendfachen Ehebruchs überführen.

14 Vgl. z.B. Wilhelm Traugott Krug, *Philosophie der Ehe. Ein Beytrag zur Philosophie des Lebens für beyde Geschlechter*, Leipzig 1800, 170 ff.

Über diesen kommunikativen Aspekt der Geschlechterphilosophie waren Klassiker und Romantiker sich im übrigen einig. Adam Müller leitet daraus seine eigenen medientechnischen Folgerungen ab:

Die Art der Öffentlichkeit, welche die Poesie durch die Buchdruckerkunst erhalten hat, macht auf mich einen widrigen Eindruck, etwa als wenn: eine Frau auf dem Forum, auf dem Markte öffentliche Reden vor Tausenden halten wollte, wie ich denn auch die Reden geistreicher Frauen viel lieber in zierlichen Abschriften lesen würde als in dem Druck, wozu sie leider jetzt verdammt sind, da es nur diesen Einen Weg gibt, mit den verwandten Geistern ferner Zeiten und Örter zu sprechen. Der Poesie und ihrem weiblichen Wesen ist das häusliche Wesen der Abschrift viel angemessener als der Druck für alle Welt, die nicht lesen kann und die es doch für eine Gewissenspflicht hält, grade über das am strengsten zu urteilen, was sie am wenigsten versteht.¹⁵

IV.

1814 rezensiert Jean Paul unter dem Pseudonym-Kürzel »Frip« Mme de Staëls Buch *De l'Allemagne*.¹⁶ Sein Resümee lautet, daß sich die französische Verfasserin mit ihrem Versuch, ein Gesamtbild des zeitgenössischen deutschen Geisteslebens zu entwerfen, schlicht übernimmt. Und dies nicht einmal, weil ihr persönlich das Talent dazu fehlte, sondern aus tieferen Gründen. Der erste liegt in ihrem Geschlecht. Die »Elementargeister der deutschen Philosophie«, so Jean Paul, »zu zitieren, dieß würde sogar für einen Mann ... ein kühnes Unternehmen bleiben« (297). Der zweite Nachteil leitet sich von ihrer Nationalität her. Wenn Mme de Staël auch, beflügelt durch ihre intime Kenntnis der Deutschen, den »Äther höherer Empfindungen« atmet, »als in der Sumpfluft des vornehmen und französischen Materialismus dauern können« (298), so kommt sie doch von ihrer kulturellen Herkunft nicht frei. Dies ist ihr schon allein deshalb verwehrt, weil sie auf französisch schreibt und Teile deutscher Werke ins Französische übersetzt. An sich wäre eine solche Mittlerschaft durchaus begrüßenswert (305), hätte nicht der von ihr betriebene Sprachtransfer einen unübersehbaren Defekt.

Jean Paul urteilt nämlich, daß es sich um »entmannende Auszüge und Übersetzungen« handle (305). Bei Schiller biete sie nur eine »kastrierte Ausgabe des deutschen Herkules oder Dichtgottes« (308), ähnlich ergehe es Goethe (305 f., 320f.), und überhaupt sei in *De l'Allemagne* eine Tendenz feststellbar, »daß man die Deutschen zu Franzosen verschneidet, damit diese sich an jenen ermannen« (310), wohingegen der Rezensent rät:

Stellt und pflanzt und lagert die Deutschen mit allen derben Gliedern und vollen Adern wie sterbende Fechter vor sie hin – und sie mögen sie dann als eine Akademie studieren oder nicht. (Ebd.)

15 Adam Müller, *Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, Kritische, ästhetische und philosophische Schriften*, hrsg. Walter Schroeder, Werner Siebert, 2 Bde., Neuwied, Berlin 1967, I, 293-451, hier: 9. Rede, 415.

16 Im folgenden mit Angabe der Seitenzahl zit. nach: Jean Paul, *Sämtliche Werke*, hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Erste Abteilung, XVI, Weimar 1938, 297-328.

Eine ebenso ironische wie aussichtslose Maßregel; denn die Franzosen werden sich doch immer nur einer Diminutivform deutscher Geistmännlichkeit bemächtigen können. Das hängt Jean Paul zufolge damit zusammen, daß ihr zutiefst höfischer Geschmack ihnen den Zutritt in die einheimische Welt ebenso kraftvoller wie derber Gestalten verbietet. Die geschmackliche Prägung der frankophonen Kultur hat in deren Sprache dauerhafte Gestalt angenommen. Sie kann förmlich nicht anders, als Unwesentliches hinzuzufügen und Wesentliches zu unterschlagen. Jean Paul bedauert an den Übertragungen Mme de Staëls, daß diese ihre Landsleute

zu uns mit Reizen herüber angeln will, die man uns erst angeschminkt, und daß man vor Fremden nicht nur unser wildes Fleisch, sondern auch unsere ganze Dickleibigkeit in weite gallische Hofkleider versteckt. (307)

Es steht also nicht nur die geistige Individualität auf dem Spiel, die Jean Paul den großen Deutschen zuerkennt und für unübertragbar hält, sondern deren fast schon lebensphilosophische Inkarnation: »unser wildes Fleisch«. Zu den übrigen semantischen Oppositionen, die dieser Text mit anderen Zeugnissen eines aufkommenden deutschen Nationalismus in der Ära der Befreiungskriege teilt, gesellt sich damit auch noch diejenige zwischen dem Nackten auf der einen und dem Verkleideten und Geschminkten auf der anderen Seite. Grobschlächtig zwar, doch hieratisch-unverfälscht bieten die deutschen Originalautoren sich dar, während die französische Übersetzung sie in das Zwielflicht verderblicher Gefälligkeit rückt. Anders würde die Übersetzerin ihr heimisches Zielpublikum auch nicht erreichen, denn

was soll ein Franzose für Freude an Literaturen und Dichtkünsten haben, die so nackt wie ungefallene Eva's oder Grazien vortreten, er, der aus einer Dichter-Assemblée herkommt, wo jeder sogar den Gottestischrock und das Sterb- und Trauerkleid mit Troddeln und Tresen besetzt und gut parfümiert? (309)

Die Blöße des Autors erhöht sich hier ins Allegorische, um poetisch präsentabel zu sein. Und natürlich greift die Wertschätzung der nackten Wahrheit gegenüber der geschminkten Verstellung auf einen alten, rhetorisch-antirhetorischen Topos der Zeichenlehre zurück. Darin geht aber die stark sexuelle Unterströmung der verwendeten Metaphorik nicht auf. Die gesamte Rezension ist als eine Art Geschlechterkampf inszeniert, wie die Schlußsätze noch einmal betonen, in denen Jean Paul »dieser geistigen Amazone Lust und Kraft zu neuen Feldzügen« wünscht und ihr das »eheliche Verhältnis« wechselseitiger Rezensentenschaft anbietet (328).

Im übrigen steht Jean Paul mit seiner erotischen Monumentalisierung wahrer Autorschaft nicht allein. Sie stellt als etwas Vollzogenes dar, was in einer noch eher postulativen und prophetischen Diktion das erklärte Programm der Sturm-und-Drang-Autoren bildete. In den Schriften Herders, die noch vor der Straßburger Zeit und der Begegnung mit Goethe liegen, lassen sich Formulierungen finden, die mit geradezu messianischem Eifer die Wiedereinsetzung eines kraftvoll-wahrhaftigen Sprechens ankündigen und ohne alle Umschweife als einen phallischen Akt titulieren, der eine der deutschen Sprache zugefügte Kastration rückgängig mache.¹⁷

17 Der Gegner ist die Aufklärung und ihr »flacher Rationalismus«. »Keine Parthei hat auch in diesem Stück dem wahren Genie der Deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer«, befindet Herder und beklagt das Schicksal, das der Sprache durch

Potenz wird zu einer genuin literarischen Qualität. Wer expressive Formulierungen findet, wer die »Hüft- und Marklose Sprache der Wochenblätter« hinter sich läßt, dem wird »Deutsche Stärke« bescheinigt.¹⁸ Phallisch ragt die virile Schreibart aus »einer Sündfluth von Worten« hervor.¹⁹ Dieser Phallizismus hängt unmittelbar mit den damals kurrenten literarischen Originalitätsproklamationen zusammen. Der potente Autor sondert sich einerseits vom entstehenden Massenschrifttum ab und emanzipiert sich andererseits von den rhetorischen, im Bann der antiken und damit fremdsprachlichen Vorbilder stehenden Konventionen. Herder spricht 1768 davon,

daß ich mich im Prophetischen Geist auf eine Zeit freue, da man vielleicht in der Sprache zur alten Deutschen Einfalt und rauhen Stärke zurückkehren, und eine große Menge unnützer und erborgter Kleinode verlassen wird: und daß ich mich zum Voraus auf eine Ernte Prosaischer Originalschriftsteller freue, von denen jeder *seinen* Stil haben kann. Einige Scribenten unsrer Tage scheinen mir eine Morgenröthe und Vorboten dieser Zeit zu seyn ...²⁰

Seine Prophezeiung wird sich erfüllen. Das Wort »classisch« wird seinen Sinn ändern und nicht mehr jene zwar unerreichbare, aber fortwährend – »knechtisch«, wie die Wortführer der Modernität sagen²¹ – nachgeahmte Antike bezeichnen; es wird sich vom Toten zum Lebendigen wenden und mit dem Programm der Inkommensurabilität der Zeitalter und Nationen untereinander und der inkommensurablen Autorschaft des Genies verbünden.²² Dadurch läßt es sich auf den Heroismus einer neuen Generation übertragen. Wie ein zweiter Johannes der Täufer predigt Herder die »Morgenröthe« und die »Vorboten« der neuen, befreienden Zeit, die sich aus der Unterwürfigkeit unter das Vergangene löst. Ein Vierteljahrhundert später werden die Klassiker, ehemalige Stürmer und Dränger, gereift das Erbe dieser geistigen Mannbarwerdung antreten, und Jean Paul wird sie vor weiblich-fremdländischen Vereinnahmungen in Schutz nehmen müssen.

V.

Die vorangestellten Beispiele geben vielleicht einen Eindruck davon, in welchem Ausmaß das Literaturphänomen »Deutsche Klassik« auch ein geschlechterpolitisches Vorhaben war. Es diente dazu, einer bestimmten Form männlicher

Gottscheds Stilreform widerfahren sei: »Man entmannete sie völlig ...«. (Johann Gottfried Herder, »Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend«, in: ders., *Sämmtliche Werke*, hrsg. Bernhard Suphan, Berlin 1877 ff., I, 163.)

18 Johann Gottfried Herder, »Ueber Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück. 1768«, in: ders., *Sämmtliche Werke* (Anm. 17), II, 249-294, hier: 274.

19 Herder, »Ueber Thomas Abbts Schriften« (Anm. 18), 274.

20 Herder, »Ueber Thomas Abbts Schriften« (Anm. 18), 288.

21 Edward Young, *Gedanken über die Original-Werke*, Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1760, Heidelberg 1977, 57.

22 Vgl. Herder, *Sämmtliche Werke* (Anm. 17), I, 410 ff. und passim.

Autorschaft die kulturelle Suprematie zu sichern. Diese Bestimmung offenbart sich weniger in seinen positiven Manifestationen als in dem System der Verneinungen, das die literarischen Programme des mittleren und späten 18. Jahrhunderts aufrichten. Silvia Bovenschen hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Affekt gegen aktive weibliche Intellektualität in keinem plausiblen Verhältnis zu deren faktischer Verbreitung stand.²³ Eher wird man zu der Annahme gedrängt, daß die Überreaktionen, die vor allem den Typus der selbständigen Schriftstellerin treffen, ein entsprechendes Wunschbild der männlichen Autoren bezeugen. Deren polemischer Anti-Narzißmus wäre dann nur ein Narzißmus anderer Art. Wenn weibliches Schreiben unter Buchmarktbedingungen auf erotische Exhibition hinausläuft und vom Publikum auch so goutiert wird, wie Schillers Gedicht zu verstehen gibt, oder wenn, nach Jean Pauls Überzeugung, kulturelle Vermittlungsarbeit durch eine Frau diese in ein amazonenhaftes und sexuell bedrohliches Wesen verwandelt, dann stellt sich die Frage, was es mit den erotischen Ladungen im umgekehrten und als legitim unterstellten Fall auf sich hat. Die Heftigkeit der Angriffe gegen den Phallizismus von Schriftstellerinnen läßt auf dessen heimlich-unheimliche Nähe zu den mit männlicher Autorschaft verbundenen Machterwartungen schließen.

Dieser Komplex wäre indessen nur unzureichend beschrieben, wenn man in ihm nicht mehr als den Triumph des einen über das andere Geschlecht sähe, um damit einem eher simplen Modell von Machtverteilung Genüge zu tun. Die Erfindung der deutschsprachigen Klassik ist noch in einem viel weiteren Sinn mit dem Diskurs der Geschlechter verwoben. Auch auf anderen, beim ersten Hinsehen wenig geschlechtsspezifischen Gebieten sind ihre Fundamente gelegt worden, bevor die heute als solche bezeichneten Klassiker nominiert wurden.²⁴

Das 18. Jahrhundert ist die Schwellenzeit einer tiefgreifenden Umwälzung in der Organisation des literarischen Wissens. Erstens tritt, infolge der im Barock einsetzenden Maßnahmen zur Sprachreform, das Deutsche an die Stelle des Lateinischen als Landessprache der *res publica litteraria*. Damit entfällt die traditionelle Distinktionssperre zwischen dem Gelehrtenstand und den Laien. Zweitens wird nach und nach das Ensemble der rhetorischen Normen und Praktiken, das von altersher die Produktion, Distribution und Rezeption von Dichtung geregelt hatte, für die literarische Erfahrung irrelevant. Das hängt drittens mit der wachsenden Bedeutung der Schriftlichkeit überhaupt, sowohl in literarischen als auch in Alltagsbezügen, zusammen. Die zunehmende Habitualisierung des Lesens führt zu einer ersten Ausprägung des Gegensatzes zwischen Massen- und Anspruchskultur, der im Hintergrund aller modernen Kanonbildungen steht.

Schon die Moralischen Wochenschriften, später die Traktate zur Lesesucht, Jünglings- und Frauenerziehung, bemühen sich, den aus ihrer Sicht verhängnisvollen Begleiterscheinungen, die mit der Auflösung herkömmlicher Exklusivitätsschranken verbunden sind, entgegenzuwirken. Je weniger die individuelle

23 Bovenschen (Anm. 12), 226.

24 Vgl. Max L. Baumer, »Der Begriff ›klassisch‹ bei Goethe und Schiller«, in: Reinhold Grimm, Jost Hermand (Hrsg.), *Die Klassik-Legende*, Frankfurt a. M. 1971, 17-49, hier: 19 f.

Prägung in einem von ständisch-rhetorischen Prinzipien organisierten Raum vor sich geht, je mehr sie ihre entscheidenden Anstöße aus einsamer Lektüre mit prinzipiell unkontrollierbaren Imaginationswirkungen empfängt, desto wichtiger erscheint es, die autoritative Hoheit über die Sozialisationsinstanz ›Literatur‹ zurückzugewinnen. Dazu reicht eine bloß abwehrende Behandlung des durch die aufklärerische Schulbildung selbst verbreiteten Lesens nicht aus.

Es muß den Wortführern der Aufklärung vielmehr darum gehen, die durch die Alphabetisierung gebotenen Indoktrinationsmöglichkeiten auch positiv zu gestalten. Sie üben sich darin, die Warnung vor wahlloser Lektüre in konstruktive Ratschläge überzuleiten. Die ›Frauenzimmer-Bibliotheken‹ der Frühaufklärung sind Prototypen eines Kanons, der sich ausdrücklich nicht mehr auf gelehrte humanistische Bildung und damit weitgehend auf die Klassiker der Antike beschränkt, sondern die Bedürfnisse eines erweiterten Lesepublikums zur Grundlage macht.²⁵ Solche Bücherlisten werden durch eine Vielzahl weiterer Reglementierungen flankiert: sei es durch das Rezensentenwesen, durch persönliche Beaufsichtigung selbst und vor allem privater Lektüre oder durch die Einrichtung von Leihbibliotheken, die unter der Vormundschaft gebildeter Männer stehen.²⁶

Wirksam wird eine doppelte Strategie. Erstens soll gegenüber den in wachsendem Maß anonymen Buchmarktmechanismen die Gewalt personaler und autoritativer Interaktion wiederhergestellt werden. Zweitens bildet sich eine Reihe von Werken heraus, die als Träger des kulturellen Bestands figurieren und im Gegensatz zum Überangebot an flüchtigen Lesestoffen intensivere Rezeptionsweisen in Anspruch nehmen. Und so deutet sich, um einen Aufsatz Dominik von Königs zu resümieren, eine »Lösung des Problems ›Lesesucht‹ an, die ein bis heute gültiges literaturgeschichtliches Faktum etabliert. Gelesen werden soll, worauf sich eine kleine Gruppe von Bildungsautoritäten verständigt. Am Ende der Lesesuchtdebatte mit ihrem Höhepunkt in den 80er Jahren steht ein neues »ideelles Reglement«: »die Kanonisierung deutscher Klassiker«.²⁷

König führt als Beleg drei Schulreden von Karl Morgenstern an, die noch 1808 mit einer Warnung vor »der literarischen Polypragmosyne«²⁸, d. h. zerstreuer Vielgeschäftigkeit, anheben und dagegen die Maxime setzen: »Lies außer den Schriftstellern, die du deines gegenwärtigen oder künftigen Berufs halber lesen

mußt, nur die classischen!«²⁹ Als deutsche Klassiker werden Goethe, Schiller, Wieland, auch Voß genannt.³⁰

Wenn man die Debatte um die Kanonisierung der deutschen Literatur im ausgehenden 18. Jahrhundert auf ihre vorherrschenden Argumentationszusammenhänge hin überprüft, dann wird deutlich, daß es in ihr nicht in erster Linie um ästhetische Evaluation als solche zu tun war. Zwar löst sie notwendigerweise Fragen nach der richtigen Beurteilung von Autoren und Werken aus; aber das ist nicht ihr ursprüngliches Motiv. Erwägungen zugunsten des einen und zuungunsten eines anderen Dichters stehen zumeist im Hintergrund. Wichtiger scheint die Herstellung eines autoritativen Kanons als solchen, um einer tiefen, keineswegs nur künstlerisch begründeten Beunruhigung entgegenzusteuern.

Es ist nicht übertrieben, den jeweiligen Ausgangsszenarien apokalyptische Züge zu attestieren. Karl Morgenstern leitet seine schon angeführten Reden mit einem bedrohlichen Tableau der hereingebrochenen »Bücherfluth« ein, die zu einem »Ocean« anschwillt, auf den sich niemand bei Gefahr seines Untergangs »ohne Charte und Steuerruder« hinauswagen darf.³¹ Carl August Böttiger spricht »von dem fürchterlichen Autorheere und dem Aufschwellen der Bücher, die unser Vaterland von Messe zu Messe, wie eine Sündflut, überschwemmen«.³² J. M. G. Beseke wählt einen anderen Metaphernbereich:

Das Feld der Lektüre ist heut zu Tage so groß, daß es manchem höchst gefährlich ist, wenn er glaubt, sich darin selbst zurecht finden zu können, vielmehr sollte er nie allein sich in die weite offene Gegend wagen, in welcher es höchst schlüpfrige Wege, neben unnützen, giebt, wovon jene zum Verderben, diese aber zu keinem Ziele führen.³³

Man könnte solche Zitate fast beliebig vermehren. Die zunehmende Alltagsrelevanz von Büchern, von der die Texte Zeugnis ablegen, löst ein stereotypes Abwehrverhalten aus. Die inhaltlichen Präferenzen sind insofern nur der Oberflächenreflex einer Bemühung, die Zunahme zumal des privaten Schriftkonsums mit ihren unabsehbaren Folgen für die persönliche Integrität der in Frage kommenden Leser und für das gesellschaftliche Autoritätsgefüge als Ganzes zu kanalisieren. Das gesamte pädagogische Traktatwesen der Aufklärungszeit läuft in diesem Punkt auf eine *Antiproliferationskampagne gegen das Zeichen* hinaus. Der Inflation der Buchstaben, den Zerstreuungen der extensiven Lektüre, der Überreizung der Einbildungskraft mit Fiktionen und Phantasien will man durch Techniken psychischer und kommunikativer *Rezentrierung* begegnen. Im Zeichen einer solchen Rezentrierung, als Lesesuchttherapie, wird die Deutsche Klassik erschaffen. Und das wiederum berührt sich eng mit ihren virilen Attitüden; geht es doch darum, sich einer ozeanisch-verschlingenden,

25 Vgl. Wolfgang Martens, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*, Stuttgart 1968, 520 ff.

26 Die Darstellung überschneidet sich hier mit meiner noch unveröffentlichten Habilitationsschrift ›Empfindsamkeit als Schriftkultur. Körperströme, Zeichenzirkulation und mediale Wissensökonomie in der Schwellenzeit zur Moderne‹, Teil VII: »Lesesucht und Zeichendiät«. Dort auch umfangreiche Quellenbelege.

27 Dominik von König, »Lesesucht und Lesewut«, in: Herbert G. Göpfert (Hrsg.), *Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 1976*, Hamburg 1977, 89-124, hier: 105.

28 Karl Morgenstern, *Johannes Müller oder Plan im Leben nebst Plan im Lesen und von den Grenzen weiblicher Bildung. Drey Reden*, Leipzig 1808, 7.

29 Morgenstern (Anm. 28), 66.

30 Morgenstern (Anm. 28), 71 f.

31 Morgenstern (Anm. 28), 64.

32 Carl August Böttiger, *Ueber den Misbrauch der deutschen Lectüre auf Schulen und eini- gen [sic] Mitteln dagegen*, Leipzig 1878, 5.

33 Joh. M.G. Beseke, »Ueber Lectüre und Selbststudium«, *Deutsches Museum* 1/4, Leipzig 1786, 360-365, hier: 360.

metaphorisch gesehen weiblichen Gefahr zu erwehren, oder, allgemeiner ausgedrückt, die Mediengesellschaft, die sich anbahnt, in ein neues Arrangement von Geschlechtsrollenphantasmen zu übersetzen.

VI.

In einem mehrfachen Sinn erscheint das sich herausbildende Breitenpublikum als feminin. Rein statistisch rekrutiert die Literatur um 1800 ihre Leserschaft zu einem Großteil aus Frauen. Zumal die Gattung des Romans und im besonderen, wie Erich Schön schreibt, »ihre Neuentstehung als bürgerlicher Roman im 18. Jahrhundert konstituiert sich in der Rezeption fast ausschließlich durch weibliches Lesen«. ³⁴ »Die Belletristik«, heißt es bei Engelsing, »setzte sich deshalb durch, weil die Frau Leserin und Richterin des Geschmacks wurde.« ³⁵ Das wirkt sich auf das literarische Milieu insgesamt aus. Richardson, Rousseau, die deutschen Autoren seit der Anakreontik liefern Beispiele dafür, wie sich das Autor-Leser-Gefälle mit einem latent oder manifest mitinszenierten Gefälle zwischen schreibendem Mann und lesenden Frauen verbindet. Selbst im Moralschrifttum ist unübersehbar, bis zu welchem Grad die Frauenalphabetisierung mit einer neuen, genuin literarischen Art der erotischen Kommunikation zwischen den Geschlechtern einhergeht. Der Autor, der Zugang zur offenen und hingebungsvollen Seele seiner Leserinnen begehrt, steht dabei in einem expliziten Konkurrenzverhältnis zu den als verabscheuungswürdig hingestellten Vertretern der Galanterie, deren Begehren dahin geht, sich an ihrem Körper zu schaffen zu machen. Es ist hier eine merkwürdige Rivalität zwischen zwei »Intrusionsverfahren« feststellbar, die sich, bei einer fast identischen Metaphorik, schroff gegensätzlich zueinander verhalten. ³⁶

Den lesersozioologischen Fakten, die das Geschlechterverhältnis betreffen, überlagert sich ein sozialpsychologisches Phänomen. Mit wachsender Anonymisierung gewinnt nämlich das Publikum als Kollektiv überhaupt weibliche Züge – ein Vorklang der feminisierten modernen Massenformationen. Die Leserin, an die sich der Autor adressiert, ist insofern weniger eine von vielen möglichen empirischen Personen als eine Singularbildung seines »an sich« weiblichen Publikums.

Es geht also auf mehreren Ebenen um die Konstitution einer neuen diskursiven Männlichkeit, die der diskursiven Feminität des lesenden Publikums einerseits entgegenkommt und sie andererseits kontrolliert. Erwartet wird: Hingabe

³⁴ Erich Schön, »Weibliches Lesen: Romanleserinnen im späten 18. Jahrhundert«, in: Helga Gallas, Magdalene Heuser (Hrsg.), *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*, Tübingen 1990, 20-40, hier: 23.

³⁵ Engelsing (Anm. 9), 299.

³⁶ Vgl. dazu meinen Beitrag »Die zwei Körper der Frau«, in: Barbara Vinken (Hrsg.), *Die nackte Wahrheit. Zur Pornographie und zur Rolle des Obszönen in der Gegenwart*, München 1997, 66-91.

des Publikums. »Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es«, vermerkt Schiller in der Vorrede zur *Braut von Messina*. ³⁷ Geboten wird: Fruchtbarkeit. Ein ganzer metaphorischer Apparat umstellt dieses Verhältnis und verschafft ihm poetische Legitimation. Zugleich wird jede Umkehrung dieses Verhältnisses mit Sanktionen belegt. Während der männliche Autor sich disseminiert, sich entlang der Rezeptionslinien vervielfältigt und das Kollektiv seiner Leserinnen, nach einer aus der Romanfiktion in die Praxis übertragenen Devise Jean Pauls, in »Tutti- oder Gesamtliebe« umfaßt, ³⁸ trifft die weibliche Autorin, wenn sie eine analoge Position zu usurpieren versucht, die volle Härte der bürgerlichen Geschlechterpolitik. Auf dem Buchmarkt ist, wie in anderen Bereichen auch, der »Mann« der Gewinner der Modernisierung.

Mit solchen Geschlechterrollenaufteilungen hängt aufs engste ein zeichenökonomisch motiviertes Phantasma zusammen. Es gehört zu den Stereotypen der spätaufklärerischen Zeitdiagnostik, daß jene Vermehrung der Schriften, jene wachsende Akzeleration und Flüchtigkeit des Zeichenkonsums, die sich in Phänomenen wie der »Lesesucht« niederschlägt, die Bedeutungshaftigkeit der Zeichen vermindert: ³⁹ und diese Präponderanz der Zeichen vor dem Bezeichneten, der zerstreuten Reize vor dem in der Tiefe verankernden Sinn wird wiederum als weiblich konnotiert. Der Schein, das seiner Bedeutung entzogene Zeichen, ist die Sphäre der Frau. Die Berufung auf den Sinn heißt, sich der Effemination der Kultur und ihrer Konsumenten entgegenzustellen. Der Sinn und der ihm zugeordnete Wunsch zu verstehen verhalten sich zum oberflächlichen Konsum der proliferierenden Zeichen wie Arbeit zum Müßiggang, Rationalität zur Empfindung, Geisteswachheit zur Schläfrigkeit, Herrschaft über den Stoff zu sklavischer Unterwerfung unter ihn und nicht zuletzt wie Beständigkeit zu Genußsucht und Koketterie. »Zum Lesen«, so betont die *Kunst zu denken* des Kantianers J. A. Bergk,

wird Selbstthätigkeit der Denkkraft erfordert: denn man will sich durch das Verstehen fremde Stoffe aneignen, welches nur durch selbsteigene Kraftäußerungen geschehen kann. Unthätigkeit und Trägheit des Verstandes beim Lesen ist Opium für den Geist, das ihn erschlaft [sic] und kraftlos macht. ⁴⁰

³⁷ *Schillers Werke* (Anm. 12), III, 7. – Vgl. Helmuth Kiesel, Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Marktes in Deutschland*, München 1977, 96 ff., die von einer Wende zur »Verachtung des Publikums« sprechen (96).

³⁸ Der Ausdruck stammt aus dem *Hesperus*. Vgl. Wulf Köpke, »»Von den Weibern geliebt«: Jean Paul und seine Leserinnen«, in: Barbara Becker-Cantarino (Hrsg.), *Die Frau von der Reformation zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, Bonn 1980, 217-242, hier: 220. Jean Paul seinerseits hat sich vergöttern lassen. »Ich möchte Sie anbeten, vor Ihnen knien, wie man vor Gott sich beugt«, schreibt seine zukünftige Frau im Juni 1800 an ihn (zit. ebd., 233).

³⁹ Genaueres hierzu in dem in Anm. 26 genannten Text.

⁴⁰ J. A. Bergk, *Die Kunst zu denken. Ein Seitenstück zur Kunst, Bücher zu lesen*, Leipzig 1802, 174. – In ähnlichem Ton ist eine Schulrede Herders von 1800 gehalten: Herder, *Sämtliche Werke* (Anm. 17), XXX, 266-274.

Es ergibt sich ein widersprüchliches Bild. Die Anforderungen an das ›Selbstdenken‹ schließen, so scheint es, eine vorwiegend rezeptive Haltung aus; und gerade für die selbsttätigen Leser ist die kanonische Literatur, in erklärtem Gegensatz zur Sphäre der breiten Massenlektüre, bestimmt. Indessen wird der Prozeß der Kanonisierung von einer Appellstruktur getragen, die sich an der teils realen, teils phantasmatischen ›Weiblichkeit‹ und damit Eindrucksfähigkeit der Leserschaft orientiert. Man könnte das aus einer Konkurrenz aufklärerisch-dialogischer mit autoritativ-monologischen Rezeptionserwartungen erklären. Es wird aber genauer und zugleich analytisch aufschlußreicher sein, die betreffende Trennlinie zwischen den Niveaus der professionellen und einer, wenn auch auf anspruchsvollere Art, konsumtiven Lektüre zu ziehen. Diese Unterscheidung ist durchaus nicht geschlechtsneutral; das erste Niveau, verstanden als kongeniale Koproduktivität des Lesers, ist tendenziell männlich, das zweite, als reproduzierendes Mitempfinden, weiblich codiert, und dem entspricht zu weiten Teilen auch die faktische Aufgabenteilung. Im übrigen sind damit zwei Partizipationsweisen am Literaturbetrieb angesprochen, die in jener Zeit sowohl in poetologischer als auch in geschlechterpolitischer Hinsicht eine wichtige Rolle spielen.

Es gibt nämlich der damals entworfenen Anthropologie zufolge noch einen weiteren Grund, der den Frauen dichterische Produktivität erschwert oder versagt. Denn weibliche Schriftstellerei bleibt nach der vorgezeichneten Geschlechterordnung in der Welt der *imitatio* befangen: der vormodernen Fortpflanzungsart von *authoritas*. Sie repetiert, aber ohne Sinn und Empfindung; und wenn sie Empfindung zutage fördert, dann nur auf stoffliche Art. Das männliche Schreiben dagegen, dessen Zeitalter Herder mit visionärer Gebärde herannahen sieht, besteht gerade in einer *Unterbrechung* der unendlichen Kette der Imitationen. Die neue Autorschaft gründet in einem ursprungshaften *Vergessen* der überlieferten Vorbilder als Rückseite ihrer innovatorischen Fähigkeit. Sie gibt sich anti-mnemonisch, anti-intertextuell, illiterat. Kurzum, sie entwirft sich nach dem Begriff des Originalgenies. Dessen Eigenart besteht, systemtheoretisch gesprochen, in absoluter künstlerischer Selbstreferenz. Die moderne Genialität ist voraussetzungslos, und deshalb wird sie schon von einem ihrer frühesten Programmatiker, nämlich Edward Young, nach dem Modell zölibatärer Selbstzeugung beschrieben:

Ein *Original* = *Scribent*, ist ... aus sich selbst gebohren; er ist sein eigener Stamm = Vater, und wird gewiß ein zahlreiches Geschlecht von Nachahmern hinterlassen, die seinen Ruhm verewigen werden; indessen daß die Nachahmer wie die Maulesel ohne Nachkommenschaft sterben.⁴¹

Dieses Motiv wächst bald über den Rahmen der Genie-Debatte im engeren Sinn hinaus und nimmt eine prominente Stellung im idealistischen Systemdenken ein, wo es dazu dient, die selbstreflexive Konstitution von Subjektivität überhaupt zu beschreiben. In aktiv-passiver Wendung spricht Kant von der

41 Young (Anm. 21), 59.

›Selbstgebärung‹ der Vernunft,⁴² in passiv-aktiver Gegenrichtung kann Novalis den »schöpferischen Moment ... des innern Selbstempfängnisses« feiern.⁴³ So verbinden sich in ein und derselben gedanklichen Bewegung die Figuren der Autonomie, der Rekursivität, der Tiefe und des Überschusses miteinander. Auf den Begriff der Autorschaft zurückbezogen, heißt das nicht nur, daß männlich-geniale Kreativität aufhört, sich genealogisch ableiten und einordnen zu lassen;⁴⁴ es heißt auch, daß jede Art von Alterität und Vorgegebenheit gegenüber dem ursprünglichen Wesen des Genius verblassen muß, daß auf solche Weise selbst die feminine Komplementärfunktion zu jener künstlerischen Fruchtbarkeit, nämlich die Mutterschaft, entwendet und vom unbedingten Primat der Selbstzeugung absorbiert wird. Männliche und weibliche Hälfte des Geistes werden eins, doch unter Ausschluß der Frau. Nirgends manifestiert sich das so klar wie in der gleichzeitigen Rückentwicklung der heteronomen Inspirationslehre und im Bedeutungsverlust der dem Dichter soufflierenden Musen.⁴⁵

VII.

Mit Vorliebe werden um 1800 die literarischen Verkehrsverhältnisse in sexualontologischen Kategorien beschrieben. Das wirft die Frage nach dem zeitgenössischen Stand der zeugungsbiologischen Theoriebildung auf. Im Lauf des 18. Jahrhunderts kommt es hier zu einem auch philosophisch folgenreichen Paradigmenwechsel von der Präformationslehre, die noch der aristotelischen Vorstellung von der Konstanz der Arten verpflichtet ist, zu einem neuartigen evolutionären Ansatz, der Epigenesis. Während im ersten Konzept die ewigen und prä-existenten Formen sich durch die Fortpflanzung nur iterieren, bildet im zweiten das vollendete Wesen erst den Abschluß eines durch mehrere Etappen der Unähnlichkeit mit der endgültigen Gestalt hindurchführenden Entwicklungsgeschehens.

Forschungen in jüngster Zeit haben die Relevanz des Epigenesis-Modells auch für den ästhetischen Autonomiebegriff und sein Korrelat, die Hermeneutik, erwiesen.⁴⁶ Es bleibt zu zeigen, auf welche Weise sich damit die zeichentheoretischen Basisvorgänge neu formulieren. In der mit der Rhetorik mitlaufenden Phy-

42 Es geht Kant gegen Humes Skeptizismus um »die Selbstgebärung unseres Verstandes (samt der Vernunft), ohne durch Erfahrung geschwängert zu sein« (Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Werke in sechs Bänden, hrsg. Wilhelm Weischedel, II, Darmstadt 1983, 649 [A 765]).

43 Novalis, *Die Lehrlinge zu Sais*, Werke, hrsg. Gerhard Schulz, 2. Aufl., München 1981, 95-127, hier: 119.

44 Vgl. Günter Blamberger, *Das Geheimnis des Schöpferischen oder: Ingenium est ineffabile? Studien zur Literaturgeschichte der Kreativität zwischen Goethezeit und Moderne*, Stuttgart 1991.

45 Vgl. Jochen Schmidt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Poetik 1750-1945*, 2 Bde., Darmstadt 1985, I, 133 ff.

46 Hier ist vor allem die grundlegende Studie von Helmut Müller-Sievers zu nennen: *Epigenesis. Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelm von Humboldts*, Paderborn u. a. 1993.

siologie wurde der Prozeß der Mitteilung als Einprägung von Figuren in die weiche, aufnahmefähige Seele des Rezipienten verstanden.⁴⁷ Μνήμη, das als Wachstafel metaphorisierte Gedächtnis, das die Eindrücke aufnimmt und speichert, gehört schon von den Zeiten Platons her zur weiblichen Seite des Menschen.⁴⁸ Nach der einen Seite ist also der Kommunikant in der alteuropäischen Tradition das Wachs, das geprägt wird; nach der anderen Seite der Prägestempel, der die empfangenen Ideenfiguren weitergibt. Diese, man möchte fast sagen androgyne, Doppelseitigkeit des im Kommunikationsprozeß stehenden Menschen verliert mit den poetologischen Umbrüchen der Aufklärungszeit ihre Geltung.

Heinrich Bosse und Klaus Weimar haben herausgearbeitet, daß im Literatursystem des 18. Jahrhunderts die Personalunion von Leser- und potentieller Autorschaft, in der Art der rhetorischen Musternachahmung, aufgelöst wird.⁴⁹ Aus den Trümmern der Gelehrtenrepublik, die eine solche Konvertibilität möglich machte, geht die neue Spezies des ›Nur-Autors‹ hervor, dessen intendierter Adressat der imitationsunfähige, aber identifikationsbereite ›Nur-Leser‹ ist. Oder, mit Blick auf das erörterte Gefüge der Phantasmen, die ›Nur-Leserin‹. Spätaufklärerische Lese-propädeutiken wie diejenige Bergks, die unnachsichtig jedes sinnliche und impressive Moment der Lektüre zu unterdrücken versuchen, scheinen den Zweck verfolgt zu haben, einen ausgewählten Adressatenkreis vor der im Rezeptionsakt sozusagen automatisch mitprogrammierten Effeminierung zu schützen.

Damit leisten sie allerdings grundsätzlich nichts anderes, als es die Hermeneutik in ihrer Prägung durch Schleiermacher auf weniger rigoristische und mehr integrative Weise vermag. Wie die Selbstgebärung des Genies ein gewisses weibliches Element in sich einschließt, so kennt auch der hermeneutische Verstehensprozeß eine weiblich-empfangende Seite, nämlich die Divination.⁵⁰ Aber ebenso wie das Konstrukt der ganzheitlichen Genialität den schöpferischen Mann davor hütet, in eine empfangende Position in der Zirkulation der Zeichen eintreten zu müssen, so ist auch das hermeneutische Hin- und Hergehen zwischen ›Einfühlung‹ und Analyse letztlich allein dem Ideal der Subjektautonomie unterstellt. Es trägt dabei gerade in seinem Ganzheitsanspruch androzentrische Züge.⁵¹

Auf welche Art auch immer sich hier im einzelnen Aus- und Einschluß des Weiblichen miteinander verbinden und wie auch immer die diskontinuierenden Gesten der autonomen Autor- und Leserschaft sich zu einem ihnen äußerlich

47 Näheres dazu in Teil V und VI der in Anm. 26 genannten Arbeit.

48 z. B. in Platon, *Phaidros*, 276e-277a.

49 Heinrich Bosse, »Der Autor als abwesender Redner«, in: Goetsch (Anm. 8), 277-290; Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989.

50 »Für das ganze [hermeneutische] Geschäft giebt es von Anfang an zwei Methoden, die divinatorische und die comparative, welche aber wie sie auf einander zurückweisen auch nicht nicht [sic] dürfen von einander getrennt werden. ... Jenes ist die weibliche Stärke in der Menschenkenntniß, dieses die männliche.« (Friedrich Schleiermacher, *Hermeneutik*, hrsg. Heinz Kimmeler, Heidelberg 1959, 109.)

51 Vgl. Renate von Heydebrand, Simone Winko, »Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen«, *IASL* 19/2 (1994), 96-172, hier: 124 f.

scheinenden Kontinuum der Rezeptionsgeschichte verhalten, sicher ist, daß damit zumindest auf normativem Niveau die Wirkungsmechanismen der Rhetorik außer Kraft gesetzt sind. Literatur übermittelt keine intendierten Vorstellungsinhalte mehr analogisch von Seele zu Seele; der Prozeß der Tradierung hört auf, eine prinzipiell determinierbare Folge von Überwältigungen des jeweiligen Adressaten durch den jeweiligen Sprecher zu sein. Vielmehr bringt die Koproduktion zwischen dem Originalautor und seinem sich hermeneutisch betätigenden Leser, in Überwindung der rhetorischen Präformationslehre und in Übereinstimmung mit der multifaktoriellen Anlage der Epigenesis, eine dritte, in ihrer konkreten Gestalt nicht vorhersehbare und in bezug auf ihre Ausgangsbedingungen vollkommen neuartige Entität hervor: das ästhetische *Werk*.⁵²

VIII.

Diese knappe und zum Ende hin immer stärker verkürzte Darstellung kann keinen Anspruch darauf erheben, das System der Geschlechtsrollenattributionen, die in den literarischen Schöpfungsprozeß im allgemeinen und in den Prozeß der Kanonisierung der deutschen Klassiker im besonderen eingehen, auch nur annähernd vollständig zu entschlüsseln. Das hängt damit zusammen, daß das betreffende System auf vexierende Weise inhomogen ist. Während die Figuren der Autonomie, die bei der Privilegierung einer bestimmten Minderheitenliteratur um 1800 eine vorherrschende Rolle spielen, sich einerseits als Figuren einer emanzipatorischen Virilität lesen lassen – sowohl gegenüber den antiken Vorbildern als auch gegenüber den Mechanismen ihrer Tradierung –, bleiben sie doch andererseits, mehr oder minder unterschwellig, auf einen aus ihrer Erfülltheit von sich selbst herausgedrängten weiblichen Empfänger bezogen. Und während ›Selbstzeugung‹ und ›Selbstempfängnis‹ als die neuen Ausgangsbedingungen der Apperzeption traditionell weibliche Funktionen in ihre reflexive Bewegung einbeziehen, wird den Frauen aus anthropologischen Gründen der Zugang zu dieser Ebene des Denkens verwehrt. In den Begriffen der zeitgenössischen Sexualontologie bleiben der Originalautor und sein hermeneutischer Widerpart hybride Gestalten. Übrigens scheint jeder medienhistorische Umbruch mit solchen Verwerfungen der virtuellen Geschlechtlichkeit einherzugehen, so daß sich vielleicht in diesem Punkt die Schriftkultur des 18. und die Welt der neuen Medien des 20. Jahrhunderts berühren.

Auf jeden Fall sollte deutlich geworden sein, wie sehr sowohl den Bereich der semiotischen als auch der geschlechtlichen Generativität betreffende Kollektivphantasien steuernd in die Kanonbildung um 1800 eingreifen. Die Definition dessen, was positiv als Wissen, Bedeutung und Produktivität gelten kann, wurde in jener Zeit grundlegend verändert. Mit großem Erfolg; denn das vorausgegangene Zeitalter der Rhetorik ist seither zur Prähistorie, zum ›Unbewußten‹ des kanonisierten kulturellen Bestands abgesunken.

52 Dies in Anlehnung an den in Anm. 49 genannten Aufsatz von Heinrich Bosse.